



Daria Bignardi

So
glücklich
wir *Roman*
waren *Insel*



Daria Bignardi

So glücklich wir waren

Roman

*Aus dem Italienischen von
Julika Brandestini*

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel *L'amore che ti meriti* bei
Arnoldo Mondadori Editore S. p. A., Milano.

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2016

© 2014 Arnoldo Mondadori Editore S. p. A., Milano.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages repro-
duziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17680-0

Für Severino. Und für Toni.

»Der Bestand eines Bösen [ist] immer in dem schuldhaften Mangel der Liebe Aller zum Träger des Bösen mitbegründet. [Daraus] ergibt sich (...) das Prinzip der Solidarität aller sittlichen Wesen.«

Max Scheler

Alma

Aal-maa-Maa-ioo, Aal-maa-Maa-ioo.

Seit ich Toni erzählt habe, was vor dreißig Jahren geschehen ist, träume ich von meiner Mutter, die mit ihrer tiefen Stimme nach uns ruft, das »ma« bei jeder Wiederholung modulierend. »Almamaio«, das ist der Klang meines früheren Lebens, jenes glücklichen.

Das erste Mal, als ich ihn sah, hatte ich »Ma-io« gestammelt, und dabei blieb es. Als in der Zeitung sein richtiger Name stand, wussten nur wenige, dass dieser Marco mein Bruder war.

Es war ein nach Linden duftender Juniabend.

Ich saß auf Maios Fahrradstange, und er fuhr dicht an den sonnengewärmten Hauswänden entlang. Ich strich mit dem Finger über seine Lippen, und er versuchte, mit den Zähnen danach zu schnappen. Je mehr ich lachte und zapelte, desto mehr schlingerte er mit dem Fahrrad, damit ich noch lauter schrie.

Mein Rad hatte einen Platten, darum hatten wir seins genommen. Er lenkte mit einer Hand, in der anderen hielt er eine Zigarette mit schlechtem Marihuana, das wir am Ufer des Po anbauten.

Auf dem Kopfsteinpflaster schnitt mir die Fahrradstange in den Hintern, und Maio ließ absichtlich kein einziges Schlagloch aus.

»Meine Jeans sind extra dick, wie Polster«, trällerte ich.
»Popöchen, Popöchen, hier hast du dein Pölsterchen«, antwortete er in demselben Singsang.

Wir hatten an diesem Nachmittag einen Film von Antonioni gesehen und auf dem Nachhauseweg endlose Male die Szene nachgespielt, in der sie ihn fragt, wovor er weglaufe. Er antwortet, *Schauen Sie nicht nach vorn, schauen Sie nach hinten.*

Vor dem Abendessen, als die Pizza im Ofen brutzelte und ich auf dem Balkon eine Zigarette rauchte und dem Flug der Schwalben zusah, stieg Maio im blauen Bademantel unseres Vaters aus der Dusche, trat mit geschlossenen Augen an die Scheibe und deklamierte mit tropfendem Haar und hochgerecktem Kinn, die Arme weit ausgebreitet: »Wovor läufst du weg, Alma?«

Wenn ein Film uns gefiel, wiederholten wir die denkwürdigsten Sätze tagelang in allen möglichen Situationen.

Maio war dünn und groß, wie ich. Bis vor drei Jahren hatten wir noch unsere Kleider getauscht, dann waren meine Brüste gewachsen, und mit ihnen meine Hüften. Mein Vater war zufrieden über meinen Entwicklungsschub, hinter meinem hormonellen Rückstand hatte er bereits schwere Störungen vermutet. Er malte sich ständig Krankheiten, Unfälle, finanzielle Schwierigkeiten, Rückschläge und alltägliche Niederlagen bis in die kleinsten Details aus: geschlossene Restaurants, ungültige Eintrittskarten, belegte Parkplätze. Sein Leben war stets überschattet von einem drohenden Desaster.

Er hatte jedes erdenkliche Unglück, jede Trauer, jeden Schmerz vorhergesehen, nur nicht den, der uns schließlich zerstörte.

An jenem Abend waren unsere Eltern bereits aufs Land gefahren, wir warteten noch auf die Zeugnisse, bevor wir uns ihnen anschlossen, obwohl wir die Ergebnisse schon kannten: Ich war durchgekommen, Maio musste eine Nachprüfung machen.

Unser Vater war nicht wütend geworden, er hatte nur wieder drohendes Unheil gewittert. Mama hatte mit den Schultern gezuckt und gesagt, sie habe doch gleich gewusst, dass mein Gymnasium nichts für Maio sei. Ich war diejenige gewesen, die insistiert hatte.

Maio war witzig, freundlich und faul. Ganz anders als ich. Wir würden auf dem Land Nachhilfeunterricht bekommen, bevor wir mit dem Zug nach Bukarest fahren. Den August würden wir wie immer am Meer verbringen.

Wir genossen diese letzten Abende ohne Eltern, wir freuten uns über den Beginn der Ferien. Alles war gut.

Vor dem marmornen Greif auf der Piazza, an unserem üblichen Treffpunkt, saß nur Benetti. Es war Sonntag, einige waren ans Meer gefahren und noch nicht zurück. Bald würde Michela kommen, sonnenverbrannt und glänzend vor Creme, und wir würden bei Mago ein Bier trinken gehen. Der Sonnenuntergang an diesem Abend wollte nicht enden.

Ich war siebzehn Jahre alt, und ich wusste nicht, dass wir glücklich waren.

Antonia

Ich drehe mich auf den Rücken. Linke Seite, Rücken, rechte Seite, seit zwei Monaten schlafe ich so. Mein Bauch ist rund wie ein Ball, fünf Kilo habe ich zugenommen. Genau richtig, sagt meine Gynäkologin. Ziemlich wenig, meint Leo.

Leo schläft auf dem Bauch, der Glückliche, ein Arm hängt seitlich aus dem Bett. Ich drehe mich wieder auf die Seite und starre ihn an, um zu sehen, ob er davon aufwacht. Montag werde ich fahren, und ich habe ihm noch nichts davon gesagt. Ich puste ihm leicht auf die Wange.

»Mmh ... Was ist?«

»Hallo, guten Morgen!«

»Morgen ... Wie spät?«, nuschelt er.

»Neun durch.«

»So früh! Komm, Toni, sei lieb«, murrte er und zieht sich das Laken über den Kopf. Er kann nur samstags ausschlafen, sonntags gibt es immer irgendeinen Notfall: Raubüberfälle von der Nacht zuvor, angereiste Fußballfans, sogar Mordfälle passieren im sonntäglichen Morgengrauen am häufigsten. An den übrigen Tagen steht er um sieben auf, viel früher als ich.

»Ich muss mit dir reden.«

Ich sehe, wie sein Kopf sich langsam unter dem Laken her-schiebt, wie eine Schildkröte aus dem Panzer. Er öffnet das herausschauende Auge. Und er sieht mich mit klarem Blick an.

»Was gibt es?«

»Montag fahre ich für ein paar Tage nach Ferrara.«

»Nach Ferrara? Warum?« Jetzt hat er beide Augen geöffnet. Er kneift sie zusammen, als störe ihn das Licht, und schaut mich von unten herauf an. Ich liege auf den Ellenbogen gestützt, meine Haare kitzeln seine Nase. Doch er rührt sich nicht, er sieht aus wie eine erstarrte Katze im Scheinwerferlicht, mit zu Berge stehenden Haaren und angelegten Ohren.

»Ich muss Nachforschungen in einer Familienangelegenheit anstellen.«

Langsam richtet er sich auf, den Rücken gegen das Kopfende des Bettes gelehnt. Die Augen sind jetzt weit offen. Er blickt mich erstaunt an.

»Was hast du vor?«

»Das habe ich dir doch gerade gesagt.«

»Und das im sechsten Monat?«

Er ist an meine Abwesenheiten gewöhnt, meine Recherchereisen. Ich habe bei einem kleinen Bologneser Verlag drei Krimis veröffentlicht, und ich recherchiere immer wieder einmal am Ort eines Verbrechens. So haben wir uns kennengelernt. Seit ich aber mit Ada schwanger bin, war ich nicht mehr unterwegs.

»Eben deshalb. Ich muss es tun, solange es noch geht.«

»Wohin willst du denn?«

»Schläfst du noch? Nach Ferrara, wo meine Mutter geboren ist. Gar nicht weit weg.«

»Und warum kommst du abends dann nicht nach Hause?«

Ferrara ist weniger als eine Zugstunde von Bologna entfernt, doch für mich könnte es ebenso gut auf dem Mond liegen. Als ich klein war, sind wir noch ab und zu hingefah-

ren, auf den Friedhof, aber inzwischen war ich seit zwanzig Jahren nicht mehr dort.

Bis vor drei Tagen hat meine Mutter nie von Ferrara und ihrer Familie gesprochen, ich wusste nur, dass alle tot waren. Ich dachte, die Erinnerung an sie mache sie traurig, darum hörte ich irgendwann auf zu fragen.

»Ich brauche ein bisschen Zeit. Es ist besser, wenn ich über Nacht bleibe.«

Jetzt ist er vollständig wach. Er schwingt die Beine aus dem Bett und sagt: »Ich bin gleich zurück, dann erzählst du mir alles.«

Während er im Bad ist, öffne ich Vorhänge und Fensterläden.

Unser Schlafzimmer geht hinaus auf einen Balkon, und durch die Glasscheiben flutet die Sonne herein. Es ist Anfang März, draußen ist es noch kalt, und die Pflanzen in ihren Kübeln sind steif gefroren. Ich ziehe mir eine Strickjacke über das Nachthemd und spüre, wie Ada sich bewegt. Gestern hat die Ärztin gesagt, sie sei jetzt so groß wie eine Banane. »Eine ziemlich dicke Banane«, präzisierte sie.

Ich schlüpfte wieder unter die Decke, mir ist kalt. Ich rede gerne im Bett, es ist, als wäre man auf einer Wolke, oder in einem Boot, in einer Freizone. Mir fällt ein Gedicht von Stevenson ein, in dem es heißt: »Mein Bett ist wie ein kleines Boot« ... Ob Ada einmal gerne lesen wird? Als Kind verschlang ich ein Buch pro Tag, bis Alma sagte, ich solle das lassen, ich solle lieber hinausgehen zum Spielen, das sei ja zwanghaft. Ich wusste nicht, was das bedeutete, »zwanghaft«, das stand nicht in meinen Büchern. Es war mir ein Rätsel, warum ich als Einzige in meiner Klasse Ärger bekam, weil ich *zu viel* las.

Jetzt, da sie mir von ihrem Bruder erzählt hat, verstehe ich, woher ihre Angst vor Abhängigkeiten kommt.

Leo ist wieder zurück. Er trägt seinen himmelblauen Popeline-Schlafanzug, wie ein Opa. Nicht mal mein Vater, der dreißig Jahre älter ist als er, besitzt so einen Pyjama.

Leo ist älter als ich, er war schon einmal verheiratet, aber er hat keine Kinder. Als wir uns kennenlernten, ließ er sich gerade von seiner Frau Cristina scheiden.

»Zum Glück nimmst du ihn, es täte mir leid, wenn er allein bleiben würde«, sagte sie mir bei unserem ersten Treffen. Cristina ist Richterin, eine resolute Person, vielbeschäftigt und intelligent. Sie gefiel mir auf Anhieb.

»Sie kümmert sich nur um ihre Arbeit«, erzählte mir Leo.

»Sie wollte keine Familie, ich weiß nicht, warum sie mich überhaupt geheiratet hat.«

»Und du, warum hast du sie geheiratet?«, fragte ich ihn.

»Ich weiß nicht mehr, was ich getan habe, bevor du in mein Leben kamst. Frag mich nicht. Ich habe eben das getan, was alle taten. Du nicht, du bist hier die Besondere von uns beiden.«

Ich liebe Leo, auch wenn er nie Stevenson gelesen hat. Aber das war der Grund für seine Ahnungslosigkeit. Das sagte ich ihm: Wenn man nicht liest, ist man ahnungslos. »Nicht wenn man bei der Polizei arbeitet«, antwortete er. »Bei der Polizei erlebt man alles, was in den Büchern steht, aus nächster Nähe: Liebe, Verrat, Tod.«

»Was ist das für eine Geschichte mit Ferrara?«, fragt er, als er wieder im Bett liegt, sich auf die Seite dreht und mir seine große Hand auf den Bauch legt.

»Es hat etwas mit meiner Mutter zu tun. Soll ich es dir erzählen?«, antworte ich und lege meine Hand auf seine.

»Bitte«, sagt Leo. Er hat seine Brille aufgesetzt und sieht

mich neugierig und aufmerksam an, so wie damals vor vier Jahren, als ich sein Büro im Kommissariat betrat. Damals hatte ich gedacht, dass ich nie zuvor einen Mann mit einem solch interessierten Gesichtsausdruck getroffen hatte wie ihn. Normalerweise sehen einen nur Frauen so an.

Alma

Benetti trug Stiefel ohne Absatz und verströmte einen säuerlichen Geruch. Ich hatte den Eindruck, er wisse Dinge, die ich nicht wusste, er zog mich an und stieß mich gleichzeitig ab. Er tauchte nur selten auf, zu den unmöglichsten Zeiten, wenn niemand sonst unterwegs war.

Einmal hatte er sonntags um zwei Uhr nachmittags bei meiner Mutter geklingelt und nach einer Scheibe Zitrone gefragt, und meine Mutter, die Apothekerin war, wusste, wofür er sie brauchte. Sie hatte bedauernd den Kopf geschüttelt.

»Der Arme«, hatte sie gesagt. Sie bat uns nicht, uns von ihm fernzuhalten. Sie vertraute uns.

Ich weiß nicht, was mich an diesem Abend packte. Es war neun Uhr, aber ich erinnere mich, dass es noch nicht dunkel war. Der Marmor des Doms leuchtete weiß zwischen den im Licht der untergehenden Sonne glühenden Häusern. Michela würde nicht mehr kommen, vielleicht musste sie ihren Eltern in der Bar aushelfen.

»Und wenn wir es auch einmal probieren? Nur ein einziges Mal?«, sagte ich plötzlich zu Maio und deutete mit dem Kopf auf Benetti.

Das war mir vorher nie in den Sinn gekommen.

Und ich bin sicher, ihm auch nicht.

Doch er verstand augenblicklich, was ich sagen wollte. Er breitete die Arme aus, hob das Kinn, schielte und sagte:

»Sagen Sie mir, wovor Sie weglaufen.«

Wir lachten.

Ich habe immer geglaubt, dass es Geheimnisse gibt, die man niemals lüften darf. Ich habe mit Antonia nie über diese Dinge gesprochen, um sie nicht mit meinem Schmerz zu infizieren.

Nicht einmal Franco, mein Mann, weiß genau, was damals passiert ist. Er weiß, dass mein Vater sich umgebracht hat, aber nicht, unter welchen Umständen. Dass meine Mutter krank wurde und unsere Familie zerbrach, und dass es meine Schuld war.

Er hat sich um mich gekümmert, doch gerettet hat mich Antonia. Ich war zwanzig, als sie zur Welt kam. Jetzt, wo auch sie ein Kind erwartet, war es an der Zeit, ihr alles zu erzählen.

Ich habe ihr nie gesagt, wie ihr Onkel verschwunden ist, auch weil ich es selbst nicht weiß.

Es war Januar. An einem Sonntagmorgen war meine Mutter zu mir ins Zimmer gekommen. Sie hatte sich aufs Bett gesetzt und mir eine Hand auf die Schulter gelegt.

Am Abend zuvor war ich auf einer Party gewesen und hatte mich nicht besonders amüsiert. Um eins hatte ich mich auf den Heimweg gemacht, mit dem Fahrrad, durch einen dichten, feuchten Nebel. Ich hatte vor dem Schlafen *Der große Gatsby* zu Ende gelesen, um mich über den vergeude-ten Abend hinwegzutrusten. Seit ich nicht mehr mit Maio ausging, fand ich alles langweilig.

Um zwei Uhr hatte ich das Licht gelöscht, nachdem ich immer wieder den letzten Satz des Buches gelesen hatte: »So regen wir die Ruder, stemmen uns gegen den Strom – und treiben doch stetig zurück, dem Vergangenen zu.« Dann hatte ich das Buch auf den Boden neben das Bett gelegt,

aufgewühlt und traurig. Ich hatte keine Ahnung, dass dieser Satz mein Leben beschrieb, wie es ab dem folgenden Tag sein würde.

Sonntags schliefen Maio und ich lange. Ich machte in diesem Jahr das Abitur und ging nur samstags aus, er dagegen war neuerdings jeden Abend unterwegs und kam erst nach Mitternacht nach Hause. Mein Vater, der sich sonst wegen allem sorgte, schien es nicht zu bemerken. Vielleicht dachte er, das sei normal für einen Jungen in einer Kleinstadt. Meine Mutter ahnte etwas, doch sie schwieg. Sie kümmerte sich vor allem um meinen Vater.

Seine finanziellen Höhen und Tiefen hatten sie gezwungen, die Arbeit in der Apotheke beizubehalten, die sie schon während des Studiums begonnen hatte, damals noch ohne Abschluss, und wenn uns auf Reisen jemand fragte, welchen Beruf sie habe, sagte sie: »Verkäuferin.«

»Francesca, sag ihnen doch, dass du Apothekerin bist!«, ermunterte sie mein Vater.

»Was macht das für einen Unterschied?«, antwortete sie. »Ich verkaufe Bonbons, Binden und Pflaster. Wenn es hochkommt, messe ich mal jemandem den Blutdruck.«

Das war keine Anklage. Sie hatte diese Apotheke gewählt, die wichtigste der Stadt, weil sie dort halbtags arbeiten konnte: Sie hatte zwei Kinder und einen Mann, der wie ein drittes war. Sie liebte ihn. Zu Zeiten meiner Mutter zerbrach man sich nach der Heirat nicht ein Leben lang den Kopf, ob man die richtige Wahl getroffen hatte.

Ich für meinen Teil glaube nicht, dass sie sie getroffen hat. Mein Vater war ein anstrengender Mann: ängstlich und sprunghaft. Unvorhersehbar in jeder Hinsicht, das einzig Konstante an ihm war sein Pessimismus. Heute weiß ich, dass er ein sehr trauriger Mann war, auch wenn ich das da-